

Gabrielle Kremer, **Das frühkaiserzeitliche Mausoleum von Bartringen (Luxemburg)**. Mit einem Beitrag von Jean Krier. Publications du Musée national d'histoire et d'art Luxembourg, Band 7 = Dossiers d'archéologie du Musée national d'histoire et d'art Luxembourg 12. Selbstverlag des Museums, Luxemburg 2009. 240 Seiten, 323 teils farbige Abbildungen, 5 Tafeln und 1 Beilage.

Gabrielle Kremer legt hier die schöne Quellenpublikation eines einzigartigen archäologischen Fundes vor, der seit den ersten Berichten von 1997 die Gemüter der Spezialisten auf dem Gebiet der provinzialrömischen Grabkunst bewegt. So sollte jeder bedeutendere Komplex skulptierter römischer Steine präsentiert werden, mit allen nötigen Informationen, Zeichnungen der Steinblöcke von allen Seiten, Fotografien von Details und Rekonstruktionszeichnungen. Das Buch bietet alles, was nötig ist, um die vorgelegten Beschreibungen, Interpretationen und Rekonstruktionsvorschläge nachzuvollziehen. Es freut den Rezensenten, gleich zu Anfang diese Komplimente der Autorin und dem Luxemburger Museum, das diese Publikation ermöglicht hat, auszusprechen.

Der Aufbau des Buches ist so einfach wie klar. Es behandelt den zusammengehörigen Komplex skulptierter Werksteine vom Abbruch eines Monuments. Die Steine sind in zweiter und dritter Verwendung als Spolien in den Fundamenten eines befestigten Horreum und eines Burgus aus der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts verbaut worden, die kurz nacheinander über einem älteren Villenkomplex errichtet wurden, der palastartigen Zuschnitt hatte. Die Blöcke gehörten ursprünglich zu einem monumentalen Grabbau, der nirgends als auf dem Gelände der Villa selbst gestanden haben kann, was mit

guten Gründen nicht in Zweifel gezogen wird. Der erste Abschnitt des Buches (S. 13–30), aus der Feder von Jean Krier, beschreibt die Ausgrabung der Villa. Der zweite beschäftigt sich unter der Überschrift »Das frühkaiserzeitliche Mausoleum« mit den Steinen selbst. Es folgt in Abschnitt III ein Katalog von 109 Fragmenten – insgesamt wurden allerdings 268 größere und kleinere Steine und Bruchstücke gefunden (S. 131–230). Diese beiden Hauptteile sind das Werk von Gabrielle Kremer.

Der Spezialist, der dieses Buch in die Hand nimmt, kann eine spannende wissenschaftliche Abhandlung erleben, die Frau Kremer, bis sie das vorliegende Resultat erzielen konnte, viele Jahre und viele Anstrengungen gekostet hat. Dieses Endresultat ist eine Rekonstruktion des Grabturms von Bartringen. Die Autorin betont mehrfach, dass ihre Rekonstruktion nur eine Hypothese ist. Sie ist aber so überzeugt von deren Richtigkeit, dass sie die methodische Struktur des Buches an ihr ausrichtet. Der Leser wird konfrontiert mit der Interpretation und der Einordnung der Steine und Fragmente, wie Kremer sie für die Rekonstruktion eines dreistöckigen Grabturms für verwendbar erachtete – weshalb ja der zweite Abschnitt »Das frühkaiserzeitliche Mausoleum« benannt wurde. Es ist schade, dass dem Leser keine Wahl gelassen wird, auf der Basis der einzelnen oder im Zusammenhang vorgestellten Einzelteile darüber nachzudenken, ob nur ein Grabmonument vorliegt oder nicht doch mehrere denkbar sind. Der gewählte Weg der Darstellung ist begrifflich, scheint aber nicht überall methodisch korrekt. Die Gefahr von Zirkelschlüssen und Überinterpretationen liegt nahe. Der Leser muss selbst jedes Detail der Argumentation auf seine Richtigkeit prüfen und sich bemühen, dem Fortgang der Argumentation Kremers zu folgen, was nicht leicht ist, wenn er nicht das Material direkt vor sich hat. Zwar bietet die Autorin dafür eine hervorragende Dokumentation an. Es mag auch sein, dass das Buch gerade dadurch so reizvoll für den erfahrenen Forscher in diesem Bereich ist. Aber für den eiligen und nicht spezialisierten Leser könnten die Beschreibungen und Rekonstruktionsmodelle zu unangreifbar erscheinen.

In Abschnitt I beschreibt Jean Krier die Ausgrabung der Villa rustica von Bartringen-»Burmicht«, gelegen in der Civitas Treverorum an einem Nebenweg der Heerstraße von Reims nach Trier. Zum ersten Mal wurde hier in Luxemburg die ganze Pars rustica einer palastartigen Villa archäologisch untersucht. Diese Untersuchung war nötig geworden, weil ein umfangreiches Gewerbegebiet errichtet werden sollte. Der große Gutshof selbst wurde nicht ausgegraben, sondern lediglich mit nichtdestruktiven Mitteln dokumentiert. Das gesamte Villenareal umfasste etwa acht Hektar, von denen der 260 × 190 Meter große Ökonomiebetrieb von 1997 bis 2003 untersucht wurde. Er umfasste neun symmetrisch um einen langrechteckigen, ummauerten Hof von 245 × 88 Metern Größe gelegene, steinerne Betriebsgebäude und zwanzig Holzbauten. Das Ganze lag in der Achse der am anderen Ufer eines kleinen Baches, des Aalbachs, gelegenen Villa urbana. Wegen der jahrhundertelangen landwirtschaftli-

chen Nutzung des Geländes war das Bodenarchiv stark beeinträchtigt. Der Felsuntergrund lag direkt unter der etwa 20 bis 25 Zentimeter starken Ackerkrume, die ursprüngliche Bodenoberfläche muss einen halben Meter über der heutigen gelegen haben.

Die Chronologie der Villa beginnt mit einer Holzbauphase aus der Zeit zwischen der Eroberung Galliens durch Caesar und der mitteleugustischen Zeit. Die erste Blütezeit mit Steingebäuden gehört ins mittlere erste nachchristliche Jahrhundert. In der Mitte des dritten Jahrhunderts begann der Verfall des Komplexes, es wurden jedoch nacheinander ein befestigtes Getreidemagazin oder Horreum (um 250 n. Chr.) und ein Burgus (um 268/270 n. Chr.) an der Stelle von Betriebsgebäude 5 errichtet. Aber auch im vierten Jahrhundert wurde der Villenkomplex noch genutzt bis zu einer letzten Blütezeit unter Theodosius. In der Merowingerzeit wurden auf dem Ruinenfeld Gräber der lokalen fränkischen Elite angelegt, von denen dreizehn gefunden wurden. Niederlassungsspuren aus dieser Zeit fehlen.

Über die früheste Bauphase schreibt Krier (S. 24): »Der Steinbauphase geht im Bereich des Wirtschaftshofes ganz klar eine ältere Holzbauphase voraus, von der noch diverse Gräbchen, vor allem aber riesige, in den Felsen eingetiefe Gruben von bis 1,80 m Durchmesser und bis zu 1,70 m Tiefe erhalten waren, in denen ursprünglich 40 bis 45 Zentimeter dicke Pfosten verankert waren. Das archäologische Fundmaterial aus diesen Strukturen erlaubt es, zusammen mit diversen Streufunden, die Frühphase der Domäne von Bartringen genauer zu fassen: Wir haben es mit einem ausgedehnten keltischen Hofgut der nachcäsarischen Zeit zu tun, welches ab mitteleugustischer Zeit romanisiert wurde.«

Es ist außerordentlich bedauerlich für die Einordnung und Datierung des Mausoleums von Bartringen durch Frau Kremer, dass diese Aussage von Krier nicht weiter verfolgt und untermauert wird. Glücklicherweise wird aber den Fundumständen der Spolien genügend Aufmerksamkeit gewidmet (S. 25–30). Die Werksteine müssen vom Villenareal selbst stammen. Oft wird ja in Zweitverwendung derartiges Abbruchmaterial ohne genaue Hinweise auf seine primäre Funktion geborgen, vor allem in den Fundamenten spätrömischer Befestigungen, Stadtmauern und Brücken sowie in frühmittelalterlichen Kirchen. Wir haben daher nur mit einer beschränkten Zahl von Möglichkeiten der primären Nutzung zu rechnen: Grab- und Weihemonumente, Villenarchitektur und eventuell Gartendekorationen. Krier beschreibt drei Fundkomplexe: Der erste – fünfunddreißig Blöcke – wurde kurz nach der Mitte des dritten Jahrhunderts sekundär in und rund um das befestigte Horreum verwendet. Die Quader dienten als Steinsockel für die Pfeiler einer Portikus und als Substruktion für den Fußboden des Horreum. In die sekundäre Oberseite der Steine war jeweils ein großes Dübelloch eingearbeitet. Die zweite Gruppe umfasst zahlreiche größere und kleinere Werkstücke und Steinfragmente, die vor allem in dritter Verwendung im Fundament der Festungsmauer des Burgus verwendet waren; vielleicht waren sie vorher

in den Mauern des Horreum verbaut. Zur dritten Gruppe gehören einige Blöcke mit schönen Reliefs, die sich in zweiter Verwendung in einem Wasserbassin östlich von Bau 8 fanden.

Neben diesen Gruppen wurden über das Grabungsareal verstreut Steine gefunden, die nahezu alle aus dem primären Zusammenhang stammen sollen. Am Ende erwähnt Krier, dass bei der archäologischen Untersuchung in Bartringen-Burmicht keine Spur des Standplatzes des »mit Sicherheit recht massive(n) Fundamentsockel(s) des frühkaiserzeitlichen Mausoleums« gefunden worden sei. Er schließt, dass die völlige Schleifung des Monuments »in der Mitte des 3. Jahrhunderts« stattgefunden habe, um die Steine für den Bau eines befestigten Getreidemagazins zu verwenden. Das Wasserbassin soll aus derselben Phase stammen. Für den Bau des Burgus um 268/270 wurde das sekundär in dem Horreum verbaute Material nach dessen Abriss nun erneut verwendet, teilweise weiter zerschlagen und in das neue Fundament verbaut. Auch im vierten Jahrhundert und später wurden verschiedene dieser alten Steine wieder verwendet. Krier scheint von der Vorstellung auszugehen, dass alle Steine von einem einzigen Grabmonument aus der frühen Kaiserzeit stammen, obwohl dafür erst später in diesem Buch von Kremer der Beweis geliefert wird.

In Abschnitt II (S. 31 ff.) bespricht Gabrielle Kremer das Mausoleum. Zunächst stellt sie das Fundmaterial vor, nämlich 268 Blöcke und Fragmente, von denen 85 für die Rekonstruktion des Mausoleums verwendet wurden, während 25 nicht sicher zugewiesen sind. Dann bespricht sie technische Details mit eigenen Abschnitten über die primären und sekundären Bearbeitungsmerkmale der Steine. Sie geht danach über zu der Besprechung der Steine selbst, so wie sie sie erkannt hat und in die Ordnung der von ihr vorgeschlagenen architektonischen Gliederung des Mausoleums einreicht: in ein turmartiges Grabmonument mit drei Stockwerken, nämlich einem Sockel, einer Ädikula und einer runden Tholos mit einem bekrönenden Dach. Besondere Abschnitte widmet sie der Konstruktion der Architektur und dem vermuteten Maßsystem. Darauf folgen ausführliche Exkurse zur Skulptur, zur Bauplastik und zur Datierung. Sie endet mit einem Versuch, dem Monument seinen Platz in der Entwicklungsreihe und der geographischen Verbreitung der hellenistisch-römischen Grabarchitektur zuzuweisen, unter besonderer Berücksichtigung der möglichen Handwerker und Auftraggeber.

Das Material aller Steine ist nach Augenschein bestimmt als oolithischer Jurakalk (Lothringer Kalkstein), wie er im Westen der Mosel von Norroy-lès-Pont-à-Mousson (zwischen Metz und Nancy) bis in den Süden von Luxemburg ansteht. Leider fehlt eine genaue petrografische oder geochemische Analyse des Materials, wie sie in einer modernen Publikation eines derartigen Fundmaterials eigentlich dazugehört. Dadurch ist die Chance vertan, mehr über die genaue Herkunft der Steine und die möglichen Steinbrüche in Erfahrung zu bringen sowie Vorstellungen zu entwickeln über die Ausbeutung der Brüche, den Handel und den

Transport während der frühesten Phase der römischen Herrschaft in der Region. Wir wissen daher auch nicht, ob das gesamte Steinmaterial wirklich genau dieselbe Herkunft hat, und wir können keine weiteren Schlussfolgerungen ziehen, die sich ergeben könnten, wenn verschiedene Steinsorten verwendet wurden. Aber es steht eine merkwürdige Bemerkung zu den Steinen im Text (S. 31): »Sie zeigen zwar teilweise unterschiedlich starke Verwitterungsspuren und (größtenteils wohl sekundäre) Verfärbungen, doch ist eine Unterscheidung einzelner Bauwerke oder Monumente anhand des Steinmaterials durch optische Beurteilung allein nicht möglich. Dazu bedurfte es vielmehr der genauen zeichnerischen und fotografischen Aufnahme sowie der Analyse des gesamten Fundmaterials.« Es folgt als Resümee: »Als ein Resultat dieser Arbeit kann der Zusammenhang eines Teils der Werkstücke und Fragmente wahrscheinlich gemacht werden.«.

Natürlich bilden genaue Beobachtung und Beschreibung die Basis für weitere Analysen, aber dabei sollten den ersten Platz die exakte Bestimmung der Steinsorte und die neutrale Anordnung der Steinblöcke nach Sorte und Funktion einnehmen. Der Ausgangspunkt des Textes ist nach dem Zitierten ausschließlich die Rekonstruktion des Grabmonuments, wenn es auch Raum gibt für einige Varianten in den Details des Aufbaus. Der Schritt, der dem vorhergehen sollte, fehlt, nämlich die Präsentation des nach Sorte und Funktion geordneten Materials. Unter den zweihundert nicht besprochenen Steinen finden sich Fragmente, die nicht in dem Rekonstruktionsmodell des Mausoleums untergebracht werden können und die nach Kremer von der Architektur der Villa und von anderen Grabmonumenten stammen. Es ist zu bedauern, dass der Leser in diesem Buch dieses Material nicht selbst beurteilen kann. Kremer warnt allerdings ausdrücklich, dass die Rekonstruktionszeichnungen »nicht als Illustration eines vollkommen abgesicherten Resultates« betrachtet werden können, »sondern als Veranschaulichung eines Arbeitsprozesses, nämlich der schrittweisen Analyse und Interpretation des Fundmaterials.« Leider wird eine objektive und neutrale Beschäftigung mit dem Material für den Leser dadurch arg mühsam.

Ausgezeichnet ist der Abschnitt über die technischen Aspekte der primären und sekundären Nutzung der Steine (S. 34–41). Hier wird besondere Aufmerksamkeit den konstruktionsbedingten Einarbeitungen gewidmet sowie der Bearbeitung und den Werkzeugspuren.

Der Reihe nach kommen zur Sprache: (1.) die trapezförmigen Hebe- oder Wolfslöcher, die immer den Schwerpunkt der Oberseite der ursprünglichen Werkstücke bezeichnen; (2.) die Ausnehmungen für schwalbenschwanzförmige Klammern aus Hartholz, die an den seitlichen Stoßfugen der Verbindung der Blöcke untereinander dienten (als Ausnahme ist ein einziges Klammerloch für eine bandförmige Klammer aus Eisen angeführt); (3.) die viereckigen Dübellöcher im Zentrum der Säulentrommeln (die eventuell auch dazu dienten, die Trommeln auf der Drehbank zuzurichten)

und schließlich (4.) in einer vortrefflichen Passage die großen L-förmigen Zug- oder Hebellöcher, die immer die Unterseite großer Werkstücke bezeichnen und erstens dazu dienen, die am Hebezeug hängenden Blöcke an die richtige Stelle zu manövrieren (die somit auch die Arbeitsrichtung der Bauleute verraten) und zweitens nach ihrem Absetzen am Bauwerk mit dem Hebeleisen genau an ihren Nachbarblock heranzurücken. Zugleich weist Kremer auf die kleinen viereckigen Versatz- oder Hebellöcher in der Oberseite der Steine hin, die nötig waren, um den Block schließlich an die richtige Stelle zu justieren. Die senkrechten Stoßfugen der Quader sind alle auf Anathyrose gearbeitet. Die Anmerkung der Autorin, dass die glatten Streifen oder Randschläge rund um die vertiefte Innenfläche, um zwei aneinanderstoßende Steine nahtlos zu verbinden, gesägt sind, scheint mir verfehlt. Auch der Passus, dass die waagerechten Lagerflächen nach der Verlegung der Steine stark eingeebnet wurden, steht im Widerspruch zu der Arbeitsweise vorher, da die Steine bereits auf dem Bauplatz für ihre Lage am Grabbau äußerst präzise zugerichtet wurden. Abarbeitung und Verkleinerung der für den ursprünglichen Konstruktionsvorgang nötigen Löcher müssen eher durch die Umarbeitung für die Zweitverwendung der Steine verursacht worden sein. Ich vermisse Anmerkungen über die auf einigen Steinen zu sehenden Ritzlinien, die in einigen Zentimetern Abstand von der Kante verlaufen und der Vermessung des Steinblockes dienen (zum Beispiel Kat. 5 Abb. 18).

Weiterhin teilt Kremer interessante Beobachtungen zur sekundären Bearbeitung der Steine mit, die nötig wurde, um die Blöcke aufs Neue im Horreum, dem Wasserbassin oder dem Burgus zu verwenden. So scheinen die Abbruchsteine der verschiedenen Bauglieder und Stockwerke der Grabarchitektur in voneinander abweichender Art überarbeitet worden zu sein. Ein Teil der Quader wurde senkrecht oder waagrecht in Platten zersägt, andere wurden beinahe in ihrer originalen Form wiederverwendet, und viele der vorragenden Teile der Bauornamente und der Reliefs wurden abgeschlagen und mit den rundplastischen Skulpturen in kleine Stücke zertrümmert. Über Beschädigungen zu berichten, die dadurch entstanden, dass während des Abbruchs Steine aus großer Höhe abstürzten, hätte die Autorin sich sparen können. Bei vielen Blöcken, die als Steinsockel wiederverwendet wurden, sind große vierkantige Einlassungen in die sekundären Oberseiten eingearbeitet, um hölzerne Pfosten in ihnen zu verankern. Mitunter lassen sich auch Überarbeitungspuren einer dritten Verwendung erkennen.

Bevor die Verfasserin mit der Besprechung der einzelnen Steine beziehungsweise der Rekonstruktion des Grabmonuments beginnt, legt sie in klaren Worten Rechenschaft über die von ihr gewählte Vorgehensweise ab (S. 42 f.). Sie verfügt über etwa fünf Prozent der ursprünglichen Baumasse, ihre Rekonstruktion ist eine Hypothese. Ihre Vergleichsstücke findet sie in der ganzen damaligen römischen Welt, vor allem in Gallien und Italien. Wo nötig, präsentiert sie alternative Lösungen

(etwa für die Ädikula, die Porträtbilder und die Tiefe des Monuments). Weil es sich um eine frühe Grabarchitektur handelt – dies erkennt die Autorin sogleich –, müssen wir mit Steinblöcken rechnen, welche Elemente architektonischer Bauteile sind, also von Wänden, tragenden Säulen, Epistylen, Gesimsen und Böden, die zusammen eine konstruktive und statische Einheit bilden. Im Gegensatz zu den späteren massiven Grabpfeilern, die aufgebaut sind aus flachen Lagen von schweren, dicken Quadern und auf ihren Außenwänden einen reichen Dekor mit einer Scheinarchitektur zeigen, sind die Grabtürme des ersten Jahrhunderts aufgebaut aus relativ leichten, hohen und flachen (Orthostaten-)Blöcken, deren jeder so dick ist wie die Wand des Geschosses, zu der er gehört. Im Verlauf des ersten Jahrhunderts gerät dieser architektonische Ausgangspunkt in Vergessenheit. Die Auswahl der 109 Steine für die Rekonstruktion eines einzigen Monuments begründet Kremer mit der Homogenität des Steinmaterials, identischen Konstruktions- und Bearbeitungsspuren, gleichem Maßsystem, einheitlichem Stil und natürlich dem gemeinsamen Fundplatz. Sie kommt auf diesem Weg zu dem Ergebnis, dass in dem Material drei verschiedene Säulen- und Pfeilerordnungen verschiedener Größenordnungen zu finden sind (Durchmesser der Pfeiler beziehungsweise Säulen 50, 42 und 30 cm). Deshalb entscheidet sie sich für die Rekonstruktion von drei verschiedenen Baugliedern beziehungsweise Stockwerken. Sie unterscheidet zwei zusammengehörende Gruppen von Epistylelementen, die einen rechteckigen Baukörper erfordern, weiß aber, da Fragmente von Säulen und einer Kassettendecke vorhanden sind, dass wenigstens ein Stockwerk offen gewesen sein muss. Einige Bruchstücke, die zu einem runden Bauglied und einem kegelförmigen Dach gehörten, führen sie zu einem weiteren baldachinartigen Bauteil, einer Tholos. Alle diese Bauelemente fügt sie zu einem dreigeschossigen Grabbau zusammen. Ihre Argumente dafür sind zunächst dieselben, mit denen sie die 109 Steine ausgewählt hat, nämlich das Material, die Konstruktionstechnik und der Stil. Von jeder möglichen Geschossart sei nur eines gefunden worden und es wäre befremdlich, wenn dessen Reste zu mehr als einem Bauwerk gehört hätten. Es sei schließlich unwahrscheinlich, dass bei der Villa mehr als ein Grabturmdenkmal aus derselben Zeit gestanden habe. Aber auch hier wieder erinnert sie an den hypothetischen Charakter ihrer Überlegungen.

Kremer rekonstruiert also einen monumentalen Grabturm von 16,35 Metern Höhe mit drei Geschossen: einem Sockel, einer Ädikula mit offener Front und einer Tholos mit kegelförmigem Dach (S. 42–71). Die Rekonstruktion beginnt mit der Feststellung, dass Fragmente von zwei verschiedenen Rankenfriesen vorhanden sind. Sie bilden die Grundlage dafür, mit zwei Stockwerken zu rechnen, dem Sockel (Fries A) und einer Ädikula (Fries B). Die Breite von Fries A, dem sie nur drei Steine (Kat. 20, 21 und 22) zuweisen kann, berechnet sie mit mindestens 506 Zentimetern. Sie argumentiert dabei geschickt mit einigen Fakten, etwa der Lage eines

Wolfslochs (Kat. 20) und der Berechnung der Anzahl der ursprünglich vorhandenen Rosetten (falscher Verweis S. 43 unten auf Kat. 5 = Kat. 22). Das sind allerdings gewaltige Maße! Zum Vergleich: Die Socketetage des Publiciusgrabmals in Köln ist nur 395 Zentimeter breit. Die Tiefe der Blöcke von Fries A (= Wanddicke) beträgt etwa vierzig Zentimeter. Der so rekonstruierte Fries A wird im Folgenden die Richtschnur für die Maße und die Rekonstruktion des Sockelgeschosses. An diesem Geschoss wird zu Recht das Relieffragment eines Reitergefechts zwischen Römern und Barbaren untergebracht (Kat. 3), ebenso das Fragment eines Amazonenschildes (Kat. 5) und die nahezu bis zur Unkenntlichkeit kleingesägten Platten eines Eckpilasterkapitells (Kat. 10 und 11). Der Stein mit dem Amazonenschild ist 42,5 Zentimeter tief (was die Wandstärke des Stockwerks anzeigt), das Fragment mit dem Reitergefecht ist von einem dickeren Stein abgesägt, der mindestens 42 Zentimeter tief gewesen sein muss. Es gibt noch mehrere derartig abgesägte und ähnlich große Steine, aber es fehlen überzeugende und aneinander anschließende Bearbeitungsspuren, mit deren Hilfe man sie zusammenfügen könnte, ungeachtet der Aussagen Kremers zu Kat. 3 und 4 beziehungsweise Kat. 44 und 45. Die Autorin nimmt an, dass der ursprüngliche Quader, der gut einen halben Meter dick war (in Abb. 32: etwa 52 cm), in vielleicht drei Platten zersägt wurde. Das kann nicht richtig sein, denn an Kat. 3 ist gut erkennbar der Rest des Wolfslochs, das im Schwerpunkt des Steines angelegt war, am hinteren Rand zu sehen (Abb. 116). Auch einige Fragmente eines Basisprofils (Kat. 1 und 2) sind in der Rekonstruktion in die Socketetage eingefügt. Weitere Fragmente ohne eindeutigen Kontext werden diesem Stockwerk zugewiesen, etwa Teile eines Architravs mit einer einzigen Faszie (Kat. 13–19). Es ist merkwürdig, dass Fries und Architrav nicht aus demselben Steinblock gearbeitet sind, wie es bei nahezu allen Grabarchitekturen im Rheinland der Fall ist. Auch Bruchstücke von Konsolen und dem Profil eines Gesimses (Kat. 27–31, Abb. 35) sind wegen ihrer Qualität im Sockelgeschoß untergebracht. Aus diesem fragmentarischen Bestand weiß die Verfasserin Details zu entnehmen, etwa von den Maßen der Pilasterordnung: Breite und Höhe des Kapitells betragen 50 Zentimeter, die Höhe des Pilasters 350 Zentimeter, diejenige des Epistyls 85,5 Zentimeter. Für die Berechnung der Höhe geht sie davon aus, dass sie sieben Pilasterbreiten messe. Beim Publiciusgrab beträgt sie aber neun Pilasterbreiten. All dies ist klug bedacht und begründet, aber eine Schwäche ist, dass keine Steine gefunden wurden, die aneinander anpassen oder anschließen und so die Rekonstruktion verlässlich machen. Einzelne Versuche dazu (Kat. 3 und 4 zusammen und Kat. 6 – auf S. 49 fälschlich Kat. 17 genannt – in Abb. 32) überzeugen nicht. Für die Tiefe des Stockwerks geben sie keine Anhaltspunkte.

Auch für das Ädikulageschoss (S. 50) bildet der »einigermaßen« abweichende Fries B, der aus fünf Steinen (Kat. 53–56) rekonstruiert werden kann, den Ausgangspunkt. Die Akanthusranken, die sich von einem Mittelmotiv aus nach beiden Seiten winden, müssen

einen 416 Zentimeter breiten Fries verziert haben. Die Höhe dieses Frieses ist dieselbe wie die von Fries A, aber die Blöcke sind zirka 43 und 50 Zentimeter tief, also tiefer als bei Fries A. Da Fragmente von mindestens drei kannelierten Säulen von 42 Zentimeter Durchmesser (Kat. 32–35) gefunden wurden, wird eine prostyle Ädikula mit vier Säulen in der Front angenommen, deren »Cella« kannelierte Eckpilaster aufwies (Kat. 41) und die auf den Seitenwänden möglicherweise mit einem Rautengittermotiv (Kat. 44) verziert war. Für die Berechnung der Höhe dieser Ordnung wird wieder das Siebenfache des Durchmessers der Säulen angesetzt, hier also 294 Zentimeter. Das Epistyl wird auf mehr als 90 Zentimeter Höhe berechnet, unter Verwendung der Höhen des Frieses (30,5 cm), des Architravs mit zwei Faszien (Kat. 49–52; Höhe 30,5 und Tiefe 43–44 cm) und eines Gesimses (Kat. 59–61; Höhe 30 cm), aber wieder sind nur wenige brauchbare Steine oder kleine Brocken erhalten. Auch hier sind Architrav und Fries aus getrennten Steinlagen konstruiert. Die Hälfte der Architravblöcke muss über den Interkolumnien gelegen haben und deshalb eine Länge von einem bis zwei Metern aufgewiesen haben, abhängig davon, wo in der Front die Säulen standen. Eine besondere Gruppe bilden Steine (Kat. 62–65), die zu einer mit Akanthus und Rosetten verzierten Archivolte und einer hinter ihr liegenden Kassettendecke gehörten. Kremer bringt diese Steine an der Cella der prostylen Ädikula unter und gewinnt aus ihnen auch Argumente für die Berechnung der Cellatiefe und die Gliederung der Ädikula. Der Bogen war etwa 174 Zentimeter breit, die Tiefe der überwölbten Nische betrug 108 bis 150 Zentimeter (Abb. 37), womit Kremer die geringstmögliche Tiefe des Ädikulageschosses auf 336 Zentimeter berechnet. Bei der Rekonstruktion der Vorderfront verwendet sie relativ viel Mühe auf die Fragen, wo die prostylen Säulen in Zusammenspiel mit dem dahinterliegenden Bogen gestanden haben und wie hoch der bogenförmige Durchgang war. Alle denkbaren Varianten werden in Zeichnungen vorgestellt (Abb. 43, 44, 50, 51, 53, 54, 56 und Beil. 1). Der Verweis auf ein Tempelgrab aus Kleinasien (Abb. 45) aus dem dritten Jahrhundert ist hier aus chronologischen Gründen nicht recht sinnvoll. Die große Aufmerksamkeit, die allen Varianten gewidmet wird, zeigt an, dass bei der Rekonstruktion vieles offen bleiben muss.

Über den beiden unteren Geschossen rekonstruiert Kremer eine halboffene Tholos mit einem Durchmesser von 224 Zentimeter auf einem Sockel mit 280 Zentimeter Durchmesser. Dafür führt sie Steine mit konvexer Außenseite an (Kat. 69–70) und acht Fragmente einer von den bisherigen abweichenden, kleineren, schlanken Säulenordnung (Dm. 30 cm; Kat. 71–75), die nicht freistehend war. Die geschlossenen Wände waren mit Reliefs verziert, die tanzende Mänaden zeigen. Ein paar Bruchstücke von stilisierten Blattschuppen weisen auf ein kegelförmiges Dach hin und weitere Fragmente vielleicht auf einen Pinienzapfen als Bekrönung.

Nach der Rekonstruktion werden Details im Aufbau behandelt (S. 71–75). Die Socketetage soll aus etwa

42 Zentimeter dicken Blöcken (auf S. 46 steht noch »mindestens« 42 Zentimeter, und in Abb. 2 sind es mehr als 50 Zentimeter) erbaut sein, die Eckpilaster aus noch breiter dimensionierten Steinen. Die Blöcke waren seitlich miteinander durch doppelte hölzerne (!) Schwalbenschwanzklammern verbunden. Wegen einer etwas tiefer ausgefallenen vierkantigen Einarbeitung in der Oberseite von Kat. 22, das vermutlich ein Hebelloch bildete, nimmt Kremer fälschlich an, dass die Steinlagen in der Senkrechten durch Dübel miteinander verbunden waren (hierzu s. G. Precht, *Das Grabmal des L. Poblcius* [Köln 1975] 24). Solche Dübellöcher sind nur praktisch und sinnvoll für die feste Verbindung der Trommeln einer Säule oder eines Pfeilers. An der hinteren Kante der wenigen ganz erhaltenen Blöcke (Kat. 4, Platzierung unsicher; Kat. 21 und 22, Fries) sind keine Löcher für eine rückwärtige Verklammerung erhalten. Kremer bemerkt dazu: »Man wird [...] von einer Füllung mit Gussmauerwerk ausgehen können«. Als bekräftigendes Argument dafür verweist sie auf Steinblöcke des Architravs, die tiefer sein sollten als die mit 42 Zentimeter Dicke angenommenen Quader der Wand und in denen keine seitlichen Klammerlöcher vorhanden sind. Leider sind diese Steine alle stark fragmentiert; die Seitenflächen sind durchwegs gebrochen oder sekundär bearbeitet: »offenbar waren sie in den Gussmauerwerkern so eingebettet, dass keine weitere Fixierung notwendig war.« Eines der Kennzeichen der frühen Grabarchitektur ist, dass die Säulenordnung und die Wände statische Funktionen erfüllten. Ganz deutlich ist das an der Rekonstruktion des Poblciusgrabmals in Köln zu sehen, wo zur Unterstützung der Decken des Oberbaus die inneren Steinmauern und Pfeiler entsprechend hergerichtet sind. An den Monumenten von Sarsina begegnet uns eine massive Füllung des Sockels mit Quadern. Verweise auf Grabmonumente in Rom sind hier fehl am Platz. An der Rückseite des Epistyls zeigt der Fries eine im Vergleich zum Architrav geringere Tiefe, so dass hier ein Auflager für die großen Decken- und Bodenplatten angenommen werden kann. Außerdem wurde bei den Ausgrabungen in Bartringen nicht die geringste Spur von Gussmauerwerk oder an den Steinen anhaftendem Mörtel gefunden. Selbst bei der Rekonstruktion des Ädikulageschosses wird eine Füllung mit Gussbeton angenommen, die hier noch weniger sinnvoll wäre als beim Sockelgeschoss. Interessant ist der Versuch, mit Hilfe der unteren Durchmesser der Säulenordnungen in den drei Stockwerken die Maßmodule des Entwurfs zu bestimmen. Kremer nimmt dafür ein Maß von 42 Zentimetern an, das sie am zentralen Ädikulastockwerk gewinnt, ein nach ihrer Ansicht überraschend gutes Resultat. Man muss fragen, ob dies hilft, die Richtigkeit der Rekonstruktion zu untermauern, oder ob es nicht vielmehr zu Zirkelschlüssen führen kann.

Fragmente eines lebensgroßen Männerporträts, Faltten einer Toga und der Arm einer kleineren Figur (Kat. 66–68) werden als Reste von Grabporträts eines vermutlich *capite velato* dargestellten Togatus und eines Kindes gedeutet. Möglich sei eine Anbringung zwischen den

Säulen der Ädikula, aber auch andere Aufstellungsorte werden diskutiert. Die Beschreibung und die Abbildungen machen nicht deutlich, ob das Porträt wirklich von einem Standbild stammt oder von einem Relief. Der Zusammenhang dieser Fragmente ist hypothetisch.

Ein reizvolles Relieffragment (S. 79) zeigt einen zu Boden gestürzten langhaarigen, bärtigen Barbaren, in dessen Haar sein römischer Gegner, dem der geraubte *Torques* schon am Unterarm hängt, mit seiner Linken greift (Kat. 3). Dieses Fragment war Teil eines großen Reliefs mit dem 1973 von Hanns Gabelmann in den Bonner Jahrbüchern besprochenen Thema des Reitergefechts zwischen Römern und Barbaren. Ob aber der gefallene Barbar wirklich vom Rücken eines Pferdes gestürzt ist (S. 81), ist nicht sicher zu beurteilen. Das Fragment lässt erkennen, dass es in der Ikonographie des Reitergefechts mehr Variationsmöglichkeiten gab, als Gabelmann annimmt. Außer den von Kremer angeführten Beispielen weist etwa auch ein Stein aus Maastricht eine Szene auf, in der römische Reiter mit barbarischen Fußsoldaten kämpfen. Dieses Beispiel zeigt außerdem eine Verbindung des Reliefs mit einer darüber angebrachten monumentalen Inschrift, s. T. Panhuysen, *Romeins Maastricht en zijn beelden*. CSIR Nederland, *Germania inferior, Maastricht (Maastricht und Assen 1996)* 155 f. Abb. 58; 270–274 Nr. 10. Das Inschriftenfragment Kat. 48 (vgl. S. 64 f. Abb. 52–54), das in der Rekonstruktion Kremers auf der Faszie des Ädikulaarchitravs sitzt, könnte genauso gut auf der Vorderseite des Sockelgeschosses angebracht gewesen sein.

Auf den äußeren Wandflächen der Tholos waren Reliefs tanzender Mänaden angebracht (S. 87), von denen ein schöner Kopf erhalten geblieben ist, der eine Tänzerin zeigt, die vom Rücken gezeigt ist und ihr Haupt im wilden Tanz in den Nacken wirft (vgl. ein spätes Beispiel aus Maastricht, Panhuysen a. a. O. 182 Abb. 67 Kat. 44). Zu Recht wird dem Akanthusrankenfries viel Aufmerksamkeit geschenkt, der von hervorragender Qualität ist und bezüglich dessen auf Vergleichsmaterial in der Grabkunst der gallischen und germanischen Provinzen hingewiesen wird (S. 91). Wie bei den früher behandelten Reliefs werden auch für diesen bauplastischen Dekor südgallische Vorbilder herangezogen, obwohl es vorläufig schwierig ist, für die Datierung brauchbare stilistische Parallelen zu finden. Auffallend ist in Bartringen die harte Schichtung der Motive, die abweicht von den von Kremer herangezogenen, mehr plastisch gearbeiteten südfranzösischen Vorbildern aus der spätaugusteischen Zeit. Obgleich allein schlecht erhaltene Fragmente von Kapitellen, Gesimsen und Basisprofilen vorhanden sind, weiß Kremer diese zu rekonstruieren und dem Sockel, der Ädikula oder der Tholos zuzuweisen. Und auch diese versucht sie in eine allgemeine Entwicklungslinie einzupassen.

Kurz nach der Entdeckung der Steine wollte Jean Krier das Mausoleum von Bartringen in tiberische Zeit datieren (S. 100). Er sah einen direkten Zusammenhang mit der ältesten Bauphase der Villa und erwo, dass deren Eigentümer aus einer früh romanisierten, adeligen

treverischen Familie stammten. Er wagte sogar, das Reitergefecht in Verbindung zu bringen mit dem Aufstand der Treverer 21 n. Chr. Der Auftraggeber soll ein den Römern treu gebliebener Anhänger von Julius Indus gewesen sein. Auf Basis unserer heutigen Kenntnisse von der stilistischen Entwicklung der Rankenfriese kommt Kremer allerdings zu einer Datierung des Grabmals zwischen 20 und 30 n. Chr. Für die Darstellung des Reitergefechts in Bartringen und verwandter Fragmente aus dem Moselgebiet nimmt sie an, dass es im zweiten Viertel des ersten Jahrhunderts schon von der südgallischen Kunst beeinflusste Vorläufer der ernerischen Reihe von rheinländischen Reiterkampfszenen gegeben habe. Dies ist gut zu belegen durch die starken stilistischen Übereinstimmungen zwischen dem Barbarenkopf und der Mänade mit entsprechenden Details im Baudekor des in claudische Zeit datierten Publiciusgrabmals in Köln. Meiner Meinung nach müssen die Mänaden von Bartringen Kat. 70 und vom Publiciusmonument von der gleichen Hand stammen. Die historische Deutung Kriers weist die Autorin zurück. Es ist auch ausreichend, die frühe monumentale Grabarchitektur mit ihren ikonografischen Hinweisen auf Kriege römischer Veteranen mit erfolgreicher Karriere zuzuweisen, die sich in dem unterworfenen Gebiet niedergelassen hatten. Ausnahmsweise können diese Personen in dieser frühen Zeit auch aus der regionalen Elite stammen. Der fragmentarische Porträtkopf der Grabstatue wird von Kremer in die Nähe einiger früher Mainzer Grabsteine gestellt, die norditalische Einflüsse zeigen (S. 109). Ihre Frisur zeigt außerdem große Ähnlichkeit mit einigen in claudische Zeit datierten Köpfen, die auf südgallische Vorbilder verweisen. Kremers Versuche, auch die Kapitelle, Säulen und übrige Bauornamentik in die Argumentation zur Datierung einzubeziehen, gehen zu weit, da die Stücke in allzu fragmentarischem Zustand sind. Diese frühen Funde zu datieren, ist eine heikle Sache. Ich ziehe vor, im Anschluss an die bekannten Kölner Beispiele die Skulpturen von Bartringen – Friese, Reitergefecht, Mänade und Grabporträt – in die spättiberisch-frühclaudische Zeit zu datieren, aber deutlich zu unterscheiden vom um 17 n. Chr. zu datierenden Nimwegener Tiberiuspfeiler. Vielleicht muss das Mausoleum in Zusammenhang mit der ersten großen Blütezeit der Villa während ihrer ersten Steinbauphase betrachtet werden, die demnach möglicherweise schon vor oder um 40 n. Chr. begann.

Am Schluss folgt ein Exkurs zum Typus des Grabmonuments von Bartringen und zu seinem Platz in der Entwicklungsgeschichte der bekannten turmförmigen Grabmonumente in späthellenistischer und republikanischer Zeit (S. 113). Über die notorische Diskussion zur oft verwirrenden Terminologie hinaus wird hier reichlich Aufmerksamkeit verwendet auf die neuen Entdeckungen in Frankreich und in der Schweiz (Faverolles, Orange-›Fourches-Vieilles‹, Argenton). In der Aufzählung ähnlicher früher Grabmonumente im Rheinland fehlen die 1996 publizierten Stücke aus Maastricht.

Der Katalog ist vorbildlich mit seinen kurzen, adäquaten Beschreibungen, den Zeichnungen der Steine

von allen Seiten und den guten Fotografien. Die kleine Liste mit den Abkürzungen (S. 231) stünde besser am Anfang des Katalogs. Unter dem Stichpunkt ›Material‹ wird überall der nichtssagende Begriff ›Korallenkalkstein‹ verwendet, weil keine petrologischen Analysen durchgeführt wurden. Hin und wieder wird vollkommen unnötig das Gewicht eines Steinblocks oder eines Fragments angegeben. Maße und eventuell das spezifische Gewicht des Steinmaterials sollten ausreichen.

Trotz der in dieser Rezension aufgeführten kritischen Anmerkungen haben diese keinen Einfluss auf meine Anerkennung dieses Buches und auf die allgemeine Richtigkeit des Endresultates, die Hypothese, dass das Grabmal ein dreistöckiger Grabturm vom Säulenfronttypus mit Tholos war. Die Datierung in das Jahrzehnt 20 bis 30 n. Chr. ist nach meiner Ansicht zu früh. Die fundamentale Kritik in dieser Rezension betrifft aber vor allem die Art, wie im Rahmen einer vorher schon festliegenden Modellrekonstruktion das fragmentarische Material präsentiert wird und den kleinsten Details Argumente zur Untermauerung des vorgegebenen Resultats geradezu abgenötigt werden.

Maastricht

Titus A. S. M. Panhuysen